Die Insel der Witwen

Auf der ugandischen Insel Lolwe konnten Fischer und ihre Familien jahrzehntelang gut vom Fang des Victoriabarschs leben. Doch irgendwann war der zweitgrößte Binnensee der Erde fast leergefischt – und das soziale Gefüge begann zu zerfallen.

TEXT: Patrick Witte • FOTOGRAFIE: Sascha Montag

Fast schüchtern wirkt Rosie Naigaga auf dem schmutzigweißen Schemel, auf ihren Knien wackelt eine dunkelblaue Plastikschale voller Reis. Eine zarte Frau, ihr Gesicht glatt wie eine Traube, die dunklen, kurzen Haare versteckt unter einem hoch aufgetürmten Kopftuch mit schief aufgedrucktem Schriftzug der Luxusmarke Balenciaga.

Geduldig sortiert sie die Körner, gebeugter Rücken, starrer Blick. Körner sind für sie übriggeblieben – statt großer Victoriabarsche wie zu den Zeiten, als ihr Mann noch lebte. Um Naigaga herum zucken verirrte Hühner über die sonnenverbrannte Wiese, das wenige Gras wächst in grünen Schollen auf rostroter Erde – der Schulhof der Shadrob Junior School.

Nein, sagt sie, einen Fischer erschossen habe die Armee länger nicht mehr. Das passierte vor allem zu Beginn des Fangverbots im Jahr 2017. Damals begannen die Patrouillenboote mit den PS-starken Heckmotoren und der großen schwarzen Aufschrift ›Ambulance‹ vor ihrer Insel Lolwe auf dem Victoriasee die Holzpirogen der Fischer zu kontrollieren. Wie groß sind die Netze? Wie lang die Boote? Aber vor allem: Fangen sie Victoriabarsch? Wer vor den Kontrollen fliehen wollte, lief Gefahr, von den Kugeln der Armeegewehre erwischt zu werden. Oder sprang in Panik über Bord und ertrank.

Wen die Armee heute mit falschen Netzen oder zu vielen Barschen erwische, sagt Naigaga, komme ins Gefängnis. Dort drohen Schläge mit Gewehrkolben oder Metallstangen, und die Männer stünden vor der Wahl, durch Bestechung schnell wieder freizukommen oder für einige Zeit zu verschwinden. Dennoch sterben die Fischer von Lolwe weiterhin. Doch meist sind nicht mehr die Kugeln der Staatsgewalt schuld. Sondern ihre Vorschriften. Lolwe galt früher als das Eiland der Fischer. Längst ist es die Insel der Witwen. Zurück bleiben Frauen wie Naigaga. Und eine Insel im freien Fall.

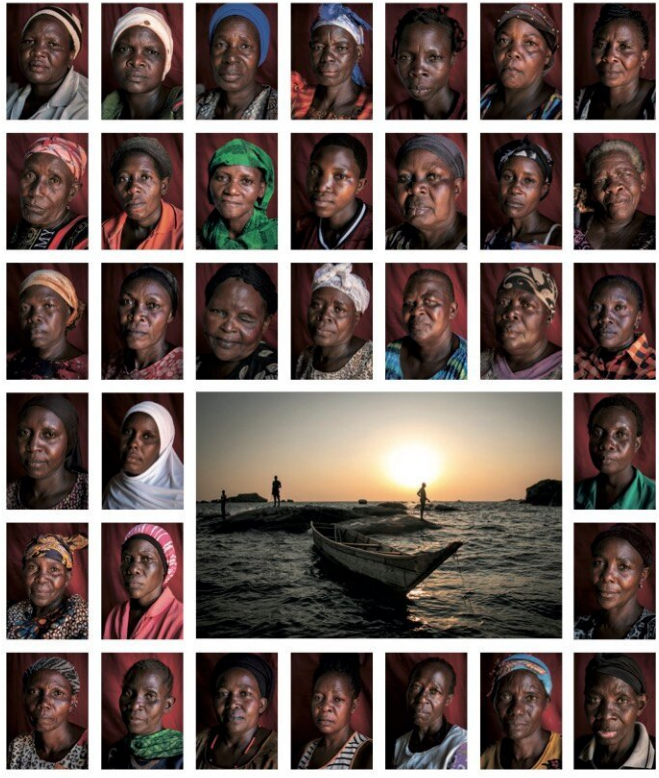
Der Victoriasee im Osten Afrikas ist die Lebensquelle der gesamten Region. Der zweitgrößte Süßwassersee der Welt mit einer Fläche so groß wie Bayern versorgt über 30 Millionen Menschen an den Ufern der Anrainerstaaten Tansania, Kenia und Uganda. Der See schafft Arbeit in den Großstädten Mwanza, Kisumu oder Entebbe, versorgt zahllose Dörfer und Felder an seinen Ufern mit Wasser und natürlich mit Fisch. Wenn die Bewohner der vielen Inseln im See denn fischen dürften.

Längst sind auch andere Kontinente auf den Geschmack von Victoriabarsch gekommen. Allein Uganda exportiert jährlich über 18.000 Tonnen des zarten Fleisches nach Europa. Der Verkauf seines Filets nach Deutschland oder Spanien, seiner Schwimmblasen nach Asien ist zu einem Millionen Euro schweren Geschäft geworden. Fischfabriken, meist mit chinesischen und indischen Eigentümern, feilschen um das weiße Gold, tausende Arbeitsplätze für Ugander sind entstanden. Jeder möchte am Boom der Barsche verdienen. Aber nicht alle dürfen.

Die Bestände des Victoriabarschs sind bedrohlich geschrumpft, strenge Auflagen sollen die Jungfische, und damit das Geschäft, schützen. Früher füllten Barsch und Talapia die Bäuche und Geldbeutel der Anwohner. Heute kontrolliert die Armee auf Lolwe sogar deren Teller. Damit Europas und Asiens Kühlschränke voll bleiben.

Auch Naigaga gab der Victoriasee einst ein Leben. Dann nahm er ihre Existenz. Aus den drei Schulräumen hinter ihr schallen die Stimmen der Kinder hinaus in die Hitze, offene Holzbauten, gehalten von rostigen Nägeln und klapprigen Balken, an denen Fledermäuse schlafen. Naigagas zwei jüngste Kinder lernen hier, die drei anderen hat sie zu ihrer Mutter zurück auf das Festland geschickt. Weil es auf Lolwe keine weiterführenden Schulen gibt. Aber vor allem: damit sie von der Insel wegkommen. Alle könnte sie nicht ernähren.

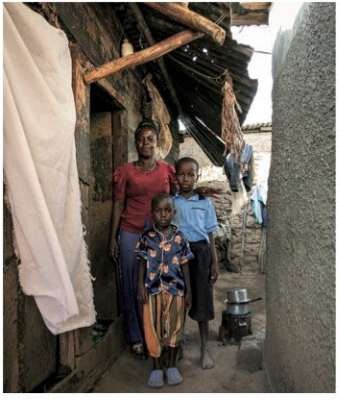
›Unser Leben war gut‹, sagt Naigaga. ›Wir hatten alles, was wir brauchten.‹ Sie meint: früher. Vor dem Fangverbot. Als ihr Ehemann Richard jeden Tag, außer sonntags, für einen der Großbesitzer von Booten auf den See fuhr, seinen festen Anteil vom Fang ausgezahlt bekam und einige Victoriabarsche mit nach Hause brachte. Naigaga verkaufte sie anschließend am Fähranleger der Insel und zog mit neuer Ware – Tomaten, Salat oder Kleidern – zurück in ihr Dorf. Rosie und Richard, das war ein gut funktionierendes Team, ein Paar mit fünf gemeinsamen Kindern. Heute ist Naigaga 34 Jahre alt, Witwe, allein mit den beiden Jüngsten. Und überlebt nur noch.



Rund die Hälfte aller Frauen auf der ugandischen Insel Lolwe sind Witwen. Der Victoriasee und Soldaten, die ihn bewachen, haben ihnen ihre Männer genommen.

Fast täglich hilft sie nun bei der Zubereitung des Schulessens. Wenn sie die Köchin unterstützt, kommt ihr der Direktor beim Schulgeld entgegen. Anders könnte sie die umgerechnet 50 Euro jährlich nicht mehr bezahlen. Die Schule gleicht dem Zentrum ihres Universums. Von hier aus sind es nur wenige Minuten entlang eines ausgetretenen Pfades hinab zu ihrem Dorf Gorofa, von hier aus kann sie fast die Fischer am Ende des Hügels sehen, deren Netze sie flickt, von hier aus geht sie über die rostrote, planierte Staubpiste bis zum Fähranleger, um von ihrem mageren Lohn, umgerechnet 50 Cent, Kochbananen oder Maniok zu holen.

Diese Orte bilden die Koordinaten ihrer täglichen Umlaufbahn. Aber sie bilden auch Naigagas Grenzen. Natürlich könnte sie zurück auf das Festland. Weg von hier. Aber sie weiß: ›Als Single mag dich jeder. Aber mit fünf Kindern wird es schwer.‹ Ein Neuanfang wäre das schon, aber ohne die Unterstützung ihrer Nachbarn und Freunde sinnlos. Stattdessen also Lolwe, wo sie jeden Tag die gleichen Wege geht, immer in der Hoffnung, dass es besser wird. Aber tatsächlich geht sie auf Treibsand.





Zu Hause bei Rosie Naigaga. Auf dem Foto ist auch ihr inzwischen verstorbener Mann zu sehen.

Der Todestag ihres Ehemanns liegt schwer in ihrem Gedächtnis, selbst die Uhrzeit weiß sie noch. 22. April 2022, 16 Uhr. Naigaga wie immer am Fähranleger, eine Freundin tauchte plötzlich auf, ob sie bitte mit nach Hause kommen könnte? Schweigend gingen sie, 20 Minuten, in denen das schlechte Gefühl im Bauch in den Hals stieg. Als sie die Menschentraube vor ihrem Haus sah, verstummt, mit betretenem Blick, begann Naigaga zu weinen. Niemand musste ihr noch sagen, dass ihr Mann ertrunken war.

›Es war ein Unglück. Gottes Entscheidung‹, sagt Naigaga. Sie ist die Frau eines Fischers, jede Ausfahrt kann hier bedeuten, dass die Männer auf dem See bleiben. Bis hierher gleicht Naigagas Geschichte dem traurigen Schicksal vieler Seeleute und ihrer Familien in der Region. Das ›wohl gefährlichste Gewässer der Welt, gemessen an der Zahl der Todesopfer pro Quadratkilometer‹, nennt das National Lake Rescue Institute in Uganda den Victoriasee – besonders gegen Abend, wenn die Temperaturen am Land abkühlen, aber das Wasser warm bleibt, entstehen wie aus dem Nichts heftige Stürme, die Boote kentern lassen und bis zu 5.000 Menschen in den Wellen begraben – jedes Jahr, in der gesamten Region.

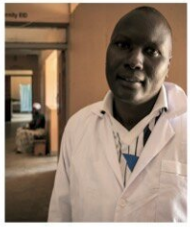
Doch allein in Naigagas Dorf, so schätzt sie, seien von den eintausend Familien die Hälfte der Ehefrauen mittlerweile verwitwet. Mindestens. Ähnlich sehe es in den anderen Siedlungen aus, die auf der ganzen Insel hinter den Sandbuchten entstanden sind, von denen die Holzbarken in See stechen. Ob in Gorofa, Kandege oder Kabalira – überall fehlen Ehemänner, Väter, Ernährer. Die Männer ertrinken. Aber die ganze Insel geht unter. Und Naigaga weiß auch, seit wann: 2017 – dem Jahr des Fangverbots.

›Wir bekommen kaum noch genug Geld für Essen oder die Schule zusammen‹, sagt sie, ›die Leute beginnen zu stehlen, zu saufen. Es wird jeden Tag schlimmer.‹ Sie selbst könne sich kontrollieren, habe sich im Griff, so gut es eben geht, Freunde und Jesus sei Dank. Aber viele könnten dies nicht mehr und geben sich auf. Fischer hatten früher ein gutes Geschäft. Heute seien sie Bettler.

Allerdings: Mit Zahlen sind Naigagas Behauptungen nur schwer zu belegen. Selbst die staatliche Statistik der zuständigen Region Namayingo schätzt die Einwohner von Lolwe auf irgendwo zwischen 10.000 und 15.000, wie viele Witwen unter ihnen sind, weiß niemand genau. Lolwe ist eine Durchgangsstation, ein Ort des Handels, Saisonarbeit. Ein paar Monate fischen, dann ziehen viele weiter – zur nächsten Insel oder zurück zum Festland. Noch immer werden die Verstorbenen dort bestattet, einen Friedhof gibt es auf Lolwe nicht. Niemand kann sicher sein, dass die Angehörigen lang genug bleiben, um die Gräber zu pflegen.

Auch die Insel selbst ist erst seit gut 30 Jahren wieder aus ihrem Dämmerschlaf erwacht. Nachdem Tse-Tse-Fliegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit der Schlafkrankheit fast alle Bewohner von Lolwe ausrotteten, waren es vor allem ruandische Flüchtlinge, die Mitte der 1990er-Jahre auf der kleinen Insel sicheren Schutz fanden. Und Nahrung – dem Fisch sei Dank. Die Bevölkerung nahm wieder zu, man baute Hütten aus Lehm oder Holz. Provisorisch, zum Übergang, aber nicht, um wirklich zu bleiben.

Noch heute kennen nur wenige Häuser auf Lolwe Ziegel und Zement, der Fähranleger, drei Pensionen und das kleine Gesundheitszentrum von Dr. Daniel Ocan. Ein von der planierten Hauptstraße zurückgesetzter Flachbau, weißorange gestrichen, der Rasen vor dem Gebäude penibel kurz gemäht. Schnell wirft sich Ocan einen weißen Arztkittel über das Fußballtrikot, verlässt den Schatten des ausladenden Mahagonibaums und setzt sich an seinen wackligen Holztisch in seinem Sprechzimmer. Ocan ist ein Hüne von Mann, kurzgeschorenes Haar, herzliches Lachen, doch hinter dem Berg von Patientenakten scheint auch er fast zu verschwinden.



Dr. Daniel Ocan im Gesundheitszentrum von Lolwe.

Seit zehn Jahren arbeitet Ocan auf der Insel, mittlerweile als offizieller Inselarzt, und stellt die medizinische Grundversorgung von Lolwe sicher. Die Bewohner kommen zu ihm, die Schwangeren, die Kranken, auch die Toten, denn eine Ausfahrt mit dem einzigen Krankenwagen verhindert verlässlich der Mangel an Benzin.

Immerhin: Ocan hat Zahlen. Auch wenn er sie aus dem Einzugsgebiet seiner Klinik ableitet, das auch kleinere Nachbarinseln umfasst, verschafft eine an die Wand geklebte zitronengelbe Pappe einen Einblick: 16.800 Bewohner, 750 Kinder unter fünf Jahren, 3.400 Frauen im gebärfähigen Alter, HIV-Rate knapp fünf Prozent – so also der geschätzte Blick in die Demografie. Doch Ocan weiß noch mehr. Er ist das Nadelöhr. Fast jeder Patient erzählt ihm zur Untersuchung seine Geschichte. Ocans Eindruck ist eindeutig:

›Das soziale Gefüge bricht immer mehr zusammen‹, sagt er. Armut, Gewalt, auch AIDS und Teenager-Schwangerschaften nehmen wieder zu. Ocan weiß von immer mehr Männern, die als Fischer auf Lolwe ihre Familien nicht mehr unterstützen können, von Suiziden, weil sie die Raten der Geldverleiher nicht stemmen können. Ehefrauen suchen allein auf anderen Inseln ihr Glück, Kinder, gerade einmal 12, 13 Jahre alt, können wegen Geldmangel nicht mehr zur Schule gehen. ›Vor allem die Töchter fangen an, in den Bars zu arbeiten – erst am Tresen, später meist in der Prostitution‹, sagt er. Und werden im schlimmsten Fall von Freiern im Streit um Geld erschlagen, so wie während der Recherchen des Reporterteams vor Ort.

Alle drei Monate, so Ocan, sei mit dem Tod eines Fischers zu rechnen. Fast niemand habe hier richtig schwimmen gelernt. In den Uferböschungen lauern Krokodile und Nilpferde, Schwimmwesten könne sich hier niemand leisten. Wer bei Wellengang in den See falle, sei meist verloren. Dass Fischer eine gefährliche Arbeit haben, immer und überall, ist auch auf Lolwe eine Binsenweisheit. Auch Ocan erinnert sich noch genau an das Jahr, in dem die Zahl der ertrunkenen Fischer auf Lolwe anstieg: 2017.

Drei Monate Frist, sagt Ocan. Dann war Fischen auf dem Victoriasee praktisch verboten, überwacht von Spezialeinheiten der Armee. Auf anderen Inseln um Lolwe gibt es fruchtbare Böden, Obst und Gemüse. Auf Lolwe kaum. Zu steinig, zu sandig – bei Weitem nicht genug Grund, damit genug Bewohner vom Anbau und Verkauf leben können. ›Lolwes Acker ist der See‹, sagt Ocan. ›Aber die Leute können keine Bauern mehr sein.‹

Doch das Fangverbot war notwendig. Für den Fisch. Die Bestände von Talapia, Sardinen oder Barsch waren Anfang 2017 am Ende, der zweitgrößte Süßwassersee der Welt praktisch leergefischt. Jahrzehntelang gab der See im Überfluss, besonders Barsch.

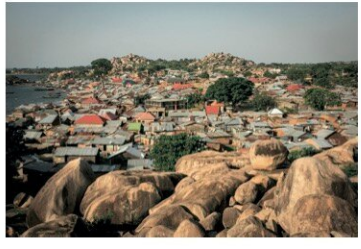
Die britischen Kolonialherren setzten die Nilbarsche in den 1960ern in den See, gerade einmal 35 waren es. Ohne natürliche Feinde vermehrte sich der Fisch nahezu ungebremst. Viele andere einheimische Fischarten starben aus, und das ökologische Gleichgewicht des Sees geriet ins Wanken. Eine Geschichte, die der Dokumentarfilm ›Darwins Alptraum‹ weltweit bekannt machte.

Barsche so groß wie Delfine landeten in den Netzen, der Fisch war Massenware, Essen für die Armen. Bis die Europäer den Barsch wieder für sich entdeckten: Seine Omega-3-Fettsäuren sollten gegen Bluthochdruck, Herzinfarkt, selbst gegen Demenz schützen. Und der Lates niloticus wurde zum Exportschlager. Eine teure wie gesunde Delikatesse, die tonnenweise auf den Fischtheken Deutschlands oder den USA landete. Die Schwimmblasen gelten in Asien als Delikatesse und Medikament. Beides brachte Fabriken wie Fischern des Victoriasees gutes Geld ein. Es galt: Volle Kraft voraus. Die engmaschigen Netze holten immer mehr Barsche aus dem Wasser, leider meist, bevor diese laichen konnten. Und der Victoriabarsch drohte auszusterben.

Ein wirtschaftliches Desaster für die ganze Region drohte. Rund um den See schlossen die Hälfte der 36 Fischfabriken ihre Tore, tausende Arbeiter wurden entlassen. Die Regierungen der Anrainerstaaten suchten nach Lösungen. Und Ugandas Präsident Yoweri Museveni fand 2017 seine. Nachdem Vorschriften für Mindestfanggrößen vor allem an Korruption und Geldgier scheiterten, entschied die Regierung sich für drastische Gesetze, Vorschriften und vor allem strenge Kontrollen durch die Armee.

Was für Generationen von Fischern frei und offen war, bekam plötzlich Grenzen und Strafen. Bootsgrößen, Netzmaschen wurden vorgeschrieben, Steuermarken und Nummernschilder waren Pflicht, Quittungen für Fanggerät mussten vorgezeigt werden, dazu Fanglizenzen. Alles streng überwacht und kontrolliert. Um die Vorschriften zu erfüllen, brauchte es vor allem: Geld. Doch die meisten Fischer auf Lolwe haben genau davon zu wenig, die Region gehört zu der ärmsten in Uganda.





Oben: Die Shadrob Junior School in Gorofa. Hier versammeln sich die Witwen und lassen sich registrieren. Unten: das Dorf Gorofa, Heimat von Rosie Naigaga.

Wer Glück hatte, konnte wie Naigagas Ehemann bei Bootseignern anheuern. Doch die meisten Fischer von Lolwe sind auf sich gestellt. Sie fahren auf eigene Rechnung hinaus, weit auf See in ihren kleinen Booten. Illegal.

Für Naigaga sind nur noch die Netze der Fischer interessant, die sie flickt. Einen Victoriabarsch kann sie sich nicht mehr leisten, obwohl die Tiere vor ihrer Haustür leben. Maisbrot muss reichen. Naigaga hofft, dass ihre Kinder Maurer oder Mechaniker werden – wenn sie überhaupt auf der Insel bleiben, Hauptsache keine Fischer. Der Victoriasee ist für Naigaga vor allem eins: ein Grab. Dennoch steht sie jeden Morgen bis zum Mittag in ihren Sandalen am Strand unterhalb der Schule, am Strass der Plastikschnallen klebt feuchter Sand, und greift über die Holzplanken der an Land gezogenen Pirogen nach den grauen Netzen. Hinter ihr stöbern Ziegen und Ferkel, schwarz wie Tinte, im Müll aus Plastik und Asche, Kühe ziehen träge an Büschen und Bäumen vorbei, während Naigaga die losen Fäden verknüpft und verknotet. 2.000 Schilling 50 Cent bekommt sie für diese Arbeit, vorausgesetzt die Netze müssen geflickt werden und niemand anderer kommt ihr zuvor.

Sie kehren am frühen Morgen zurück, wenn der Horizont die Sonne noch festhält, ihre ersten Strahlen tauchen die Wolken über Lolwe in zartrosa, orange, dann honiggelb. Unter der Farbenpracht dunkle Schatten auf dem See, schmal wie Pfeile, auf stahlblauem Wasser. Der Bug der Boote erhebt sich kaum aus dem See, ein kurzes Aufheulen des Motors, der Steuermann dreht am Griff und übertönt das Rauschen der Wellen und die Schreie der Silberreiher.

Vom Bug der Piroge springt Ashraf Bon in die Bucht von Gorofa, seine nackten Füße verschwinden im Wasser. Der letzte Schwung der Fahrt hilft Bon, das Boot ans Ufer zu schieben. Das T-Shirt zerrissen wie eine Fahne im Sturm, seine Schulterblätter arbeiten wie gestutzte Flügel, auf seinen Armen zeichnen sich Sehnen und Muskeln ab. Bon ist 52 Jahre alt. Mehr als die Hälfte seines Lebens hat er auf Lolwe und damit auf dem See verbracht. Als Saisonarbeiter.



Die nächtliche und illegale Ausbeute von Ashraf Bon sind vier Victoriabarsche.

Auch er teilt seine Zeit auf Lolwe in ein Davor und Danach. Schließt er die Augen, sieht er die Bilder, in denen er einen gesamten Strandabschnitt abschreiten konnte, ohne den Sand zu berühren, von Boot zu Boot konnte er steigen, wohl 200 Pirogen reihten sich nebeneinander, bevor sie alle ins Wasser glitten. Und Stunden später voller Fisch wieder landeten.

›Fisch war immer da, wir holten uns einfach, was wir brauchten, verkauften den Rest‹, sagt Bon. Bis zu einer Million Schilling konnte er so verdienen, fast 250 Euro – pro Ausfahrt. ›Wir waren frei, unsere Geldbörse glücklich.‹ Zwei Ehefrauen und vierzehn Kinder kann er mit seiner Fischerei ernähren. Ein Monat auf See, dann je eine Woche bei einer Familie am Festland. Es reichte. Bislang.

Heute blickt Bon auf wenige Pirogen am Strand, zwischen Plastikflaschen und Netzresten zerfallende Holzboote, wie eingetretene Brustkörbe ragen ihre Planken und Spanten in den Sand. In Bons Boot, zwischen öligen gelben Benzinkanistern und eingeholtem Netz, liegt seine Ausbeute: Unterarmlange, silbern glänzende Fische, ihre Augen bereits gelb, die Münder offen und bewegungslos: Victoriabarsch. Die ganze Nacht waren sie draußen, gefangen haben er und sein Steuermann genau: vier. ›Nebensaison‹, sagt Bon dazu nur, besser für den Verkauf im Dorf geeignet, als mit den Agenten der Fischfabriken zu verhandeln, deren Holzboot samt Eiscontainer unter Deck in den Wellen vor Gorofa dümpelt. Sie wollen jeden Barsch, zahlen aber nicht die üblichen fünf Euro pro Kilo, sondern drücken die Preise.

Bis Bon wieder größere Fische an Land zieht, müssen Dagaa, eine lokale Sardinenart, die Fischer über Wasser halten. Klein wie Finger tummeln sie sich silbern in ihren Netzen, können aber nur zu einem Fünftel des Geldes verkauft werden, das die Barsche einbringen. Aus Kübeln und Schüsseln schütten die Frauen am Strand die Beute auf riesige Planen, wo die Fische in der Sonne trocknen.

Auf dem See ziehen keine Fischtrawler mit fremder Flagge ihre Kreise, um Beute zu machen. Dies erledigen die lokalen Fischer. Doch für Bon wäre es auch zur Hochsaison kaum noch möglich, 60, 70 Barsche einzuholen, so wie es früher die Regel war. Der Bestand sei gesunken, die Fische zu anderen Gründen weitergezogen. Immerhin, sagt Bon, müsse er die Kontrollen der Armee nicht fürchten. Sein Boot habe die Mindestgröße von fast neun Metern, durch die faustgroßen Maschen seines Netzes entkommen die Jungfische unter 50 Zentimeter Größe, und an der Seitenwand der Piroge leuchten Name und Telefonnummer des Besitzers in grellem Weiß. Bon erfüllt die Vorschriften – alles legal also. Ganz anders die meisten Fischer auf Lolwe. Besonders nachdem die Armee ihre alte Ausrüstung beschlagnahmte. Oder Schlimmeres.

Sie kamen in der Nacht, in Uniform, ihre schwarzen Stiefel rot von Staub. ›Die Soldaten der UPDF, der Uganda People's Defense Forces, zogen in den Dörfern von Haus zu Haus, weckten die Schlafenden und schickten sie zu den Anlegestellen am Wasser‹, erinnert sich Bon. Die Armee wollte die Netze sehen, die Boote. ›Die meisten Fischer glaubten, dass die Armee die engmaschigen Netze nur austauschen wolle – gegen größere, gegen erlaubte.‹ Stattdessen sammelten die Soldaten die Ausrüstung, kippten Benzin über Netze und Boote und zündeten alles an. Wer protestierte, sagt Bon, oder sein Gerät nicht herausgeben wollte, bekam Schläge oder landete hinter Gittern.

Bon sagt, er habe Glück gehabt. Er arbeitet legal für einen Bootsbesitzer, bekommt seinen festen Anteil vom Verkauf. Doch diese Arbeitsplätze sind rar, nachdem so viele Fischer ihr Material verloren haben. Wer soll sich auf Lolwe passende Boote, Netze, sogar einen Motor für umgerechnet über 3.000 Euro leisten können? Ihnen bleibe keine andere Wahl, als in ihren kleinen Booten mit zu engen Netzen hinauszufahren, immer in Angst vor den Patrouillen. Oder sie steigen auf die hohen, rutschigen Felsen an der Küste und werfen ihre Stockangeln aus. Selbst auf die Teller der Bewohner werfen die Soldaten einen Blick – wer Victoriabarsch isst, den fragen sie, woher der stammt. Der Fisch sei hier wichtiger als der Mensch, so kommt es den Fischern wie Bon vor. Doch egal, ob die Männer von Lolwe legal oder illegal fischen, eines vereint alle, sagt Bon: das Risiko. ›Die Konkurrenz ist härter geworden. Wir müssen weiter raus, um zu den Fischgründen zu kommen, länger auf See bleiben.‹ Und hoffen, dass sie zurückkommen. Damit Frauen wie Naigaga nicht zurückbleiben. •

Der Autor empfiehlt
den Dokumentarfilm ›Darwin's Nightmare‹ von Hubert Sauper aus dem Jahr 2004.